Die Seite der Frau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **103 (1977)**

Heft 51-52

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

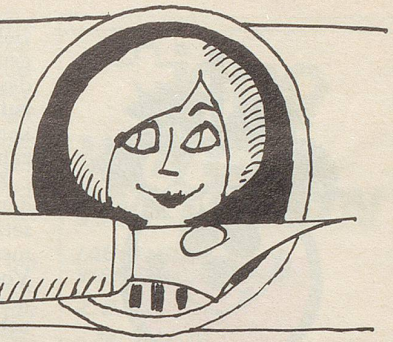
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Seite der Frau



Alte Junge – junge Alte

Man ist nie so jung wie am ersten Lebenstag. Aber wie sehen sie nicht selten aus, diese allerneuesten, quasi ofenfrischen Neuauflagen? Zerknittert, verrümpfelt, greisig! Goldschatzig, prall, glattweg zum Anbeissen sind Säuglinge frühestens ab sechs Monaten, echt jung – und ohne im geringsten etwas davon zu ahnen.

Diese Unschuld unproblematischen, zart aufknospenden Jungseins geht irgendwann verloren. Man wird älter und älter, fühlt sich als Zwanzigjährige im Gegensatz zu Sechzehnjährigen bereits mit allen Lebenswassern gewaschen, zu den Erwachsenen gehörend, trägt – wenn auch lässig-verwaschen jeansblau behost – tragisch umflorten Blickes und leicht gebeugt die Last der Welt auf den Schultern.

Biologisch, «zelltechnisch», beginnt das Altern tatsächlich bereits in den frühen Zwanzigerjahren. Am besten, man ignoriert dies. Man hat mit der fixen Idee des Aelterwerdens ohnehin zu schaffen, wenn's gegen die dreissig geht – ob einem der Ehegatte nun schon vor der Geburt des ersten Kindes einzelne graue Haare schadenfroh grinsend auszupft oder nicht. Bald dreissig! Schwarz-violette Wolke überm Haupt, Sträflingskugel am Fussgelenk – wenn auch bloss symbolisch!

Mancher, manche, braucht gute zehn weitere Jahre, vielleicht auch zwanzig, um zu entdecken, dass man bei einigermassen normalem Lebensablauf gar nicht so alt werden kann, wie man sich als Dreissigerin bereits zu Zeiten fühlte. Welche Verschwendung an Jugendlust, Jugendkraft, Jugendschönheit bedeuten diese chronisch auftauchenden, bleiernen Stimmungen, alt-alt-alt zu sein. Mit dreizehn schon, mit dreiunddreissig und – bei «Spätzündern» – noch mit dreiundfünfzig.

Was ich damit meine: Es ist ein Zeichen schwelender Unreife, sich bei guter Gesundheit immer wieder selbst Altsein zu suggerieren. Wobei das andere Extrem auch seine unausrottbaren Vertreter paradiert: Der alte Esel, der sich aufs Eis forcierter Jugendlichkeit begibt – und dabei ein Bein bricht. Die goldene Mitte muss man selbst erdauert, erlebt haben: Jenes Phänomen, das – weil man reif und ein bisschen weise würde – wieder echtes Jungsein beschert, unkompliziertes, spontanes Herangehen an Menschen, an Dinge, Situationen. Natürlich ist man – bereits im fünften Dutzend der Geburtstage angesiedelt – gelegentlich müde, braucht mehr Ruhe, hat periodisch Zahnschwierigkeiten, ein rheumatisches Knie eventuell, Tropfaugen, und statt der Haut feinzerknittertes Seidenpapier. Aber das sagt nichts darüber aus, wie man ein Kornfeld erlebt, einen Kinderblick, eine Melodie, ein Wolkenbild.

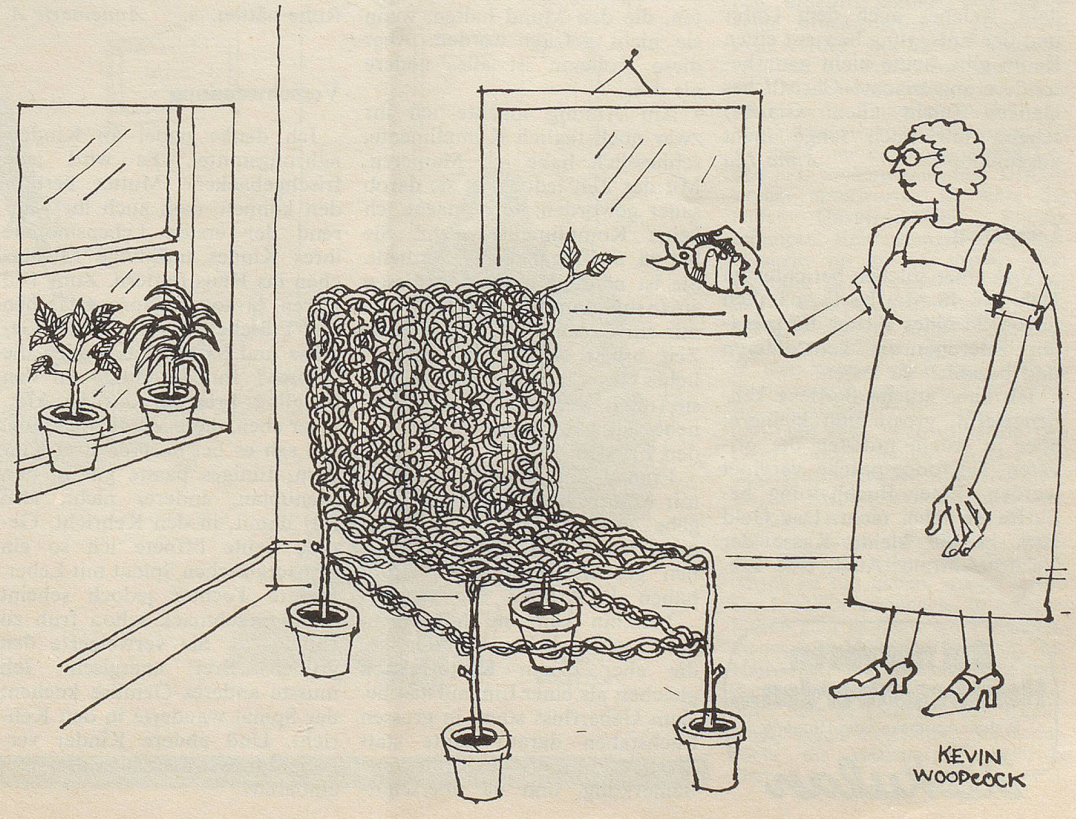
Aus alten Jungen werden – mit etwas Glück – junge Alte. Graue Haare machen frei, frei, im Strom des Lebens nach Laune geniessend mitzuschwimmen oder beschaulich am Ufer zu sitzen. Hat man die Lebensmitte überschritten, kann man sich nur noch jünger fühlen, als die Jungen uns via Gehäuse einschätzen. Und an dieser täglich durchlebten Diskrepanz hat man seinen internen Spass, hoffentlich noch lange. «Das Schwierige ist nicht, dass man alt wird, sondern dass man jung bleibt», heisst es irgendwo. Ja, schwierig manchmal. Aber eben auch köstlich-anregendes Privat-Imperium, dieses junggebliebene «Inkognito» hinter unzähligen Sorgen- und Lachfältchen.

Ursina

Emanzipation und Christentum

Wenn man der Redaktion der schweizerischen Frauenzeitschrift für besonders intelligente Elles glauben müsste, fände eine aufgeschlossene Haltung im christlichen Geistesleben keine Stütze. Immer wieder attackiert sie Gottvater, Sohn und heiligen Geist (als Männer) in einer mehr als forschen Ausdrucksweise, und auch Maria kommt nicht gut weg bei ihr, weil sie zu demütig sei. Dagegen preist sie die hinduistischen und buddhistischen Göttinnen und Götter sehr.

Die älteren Semester unter uns haben wohl alle eher schwer getragen an dem Geistesleben, das uns in Sonntagsschulen nahegebracht wurde. Vielfach war es blässlich und nicht sehr befreiend. Aber, wer heisst uns denn, dabei stehenzubleiben? Unter Emanzipation verstehe ich hauptsächlich ein eigenes Nachdenken über Tatbestände. Eine Religion, ein Geistesimpuls, der die Kultur in weiten Gebieten über Jahrtausende getragen hat, kann doch nicht mit ein paar Zeilen unter den Tisch gewischt



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino

Traubensaft

Ein OVA-Produkt

werden. Und: wenn man in den alten, östlichen Religionen forscht, sind da nicht Verbindungen zu christlichem Geistesleben? Und wäre ein Denken und Handeln, welches auch dem Opfer und der Entsagung bewusst einen Raum gibt, heute nicht ganz besonders angebracht? Christliches Denken (nicht allein Glaube) scheint mir noch lange nicht ausgeschöpft. *Anna Ida*

Lappalien

Von einer solchen berichtet im Nebi Nr. 46 Martha E., nämlich davon, in einer Firma die privaten Telefonanrufe kontrollieren und bezahlen zu lassen.

Ich habe etliche Betriebe kennengelernt, grosse und kleinere; aber in jedem mussten die privaten Telefongespräche vergütet werden. Einer Buchhaltung bedurfte es dabei nicht. Das Geld kam in die kleine Kasse der Telefonzentrale. Auch eine spezielle Kontrolle wurde nicht ausgeübt; jeder Angestellte wusste, dass er private Telefongespräche auf ein Minimum zu beschränken und der Telefonistin zu bezahlen hatte.

Sicher schlüpften immer wieder Schlauberger durch die Gesetzesmaschen, doch im allgemeinen hielt man sich an die Vorschrift und fand sie ganz normal. In einem grossen Unternehmen könnten unter Umständen die Telefonauslagen zu einer ansehnlichen Summe anwachsen, und ich bin der Meinung, dass man auch das Geld einer wohlhabenden Firma nicht zum Fenster hinauswerfen soll. *Isabella*

Bei nervösen Herzbeschwerden...
in Ihrer Apotheke oder Drogerie
Zickulan

Klage eines Friedliebenden

Also, ich bin für den Frieden, wissen Sie. Mir genügt es, wenn ich jeden Tag mein Stück Fleisch und dazu einen guten Tropfen habe. Und abends vor dem Fernsehen mein Glas Whisky. Und jedes Jahr eine Auslandreise. Am liebsten nach einem andern Kontinent, weit weg von diesen Spiessern hier. Dort logiere ich selbstverständlich nur in erstklassigen Hotels. In Hotels, wo man etwas versteht von europäischem Komfort und europäischer Küche. Denn auf mein Entrecôte will ich in den Ferien erst recht nicht verzichten.

Aber dann komme ich nach Hause, und gleich sinkt mein Stimmungsbarometer wieder – und warum? Da ist nämlich meine Kollegin. Ich habe sonst Frauen nicht ungern. Die charmanten, eleganten, etwas koketten, die den Mund halten, wenn sie nicht gefragt werden. Aber diese Kollegin ist alles andere als das.

Am Anfang machte ich ihr zwar noch täglich Komplimente, schliesslich habe ich Manieren. Mit der Zeit jedoch ist sie darob sauer geworden. Jetzt mache ich keine Komplimente mehr. Sie hat ja auch gar keine verdient. Sie ist nämlich eines von diesen emanzipierten Weibsbildern, die mir ein Greuel sind. Von Zeit zu Zeit bricht sie so ein verfängliches Gespräch vom Zaun, in das sie mich verwickeln will. Das liebe ich gar nicht, ich bin für den Frieden.

Einmal zum Beispiel wollte sie mir weismachen, in unserer Stadt gebe es Arbeitslose. Dass ich nicht lache! Ich habe noch keinen gesehen. Um mich herum haben alle Arbeit.

Letzthin kam sie mit einem jener scheusslichen Gebilde an, die eher einem Kartoffelsack gleichen als einer Einkaufstasche. Zum Ueberfluss stand in grossen Buchstaben darauf «Jute statt Plastic». Ich erlaubte mir eine Bemerkung, und da überschüttete sie mich gleich mit einem Redeschwall. Dass solche Taschen von armen Frauen in Bangladesh genäht würden, die sich zu einer Genossenschaft zusammengetan hätten, und dass dabei der Zwischenhandel ausgeschlossen werde, erklärte sie mir. Nun, das Kaufmännische liegt mir nicht, und darum habe ich nur mit einem Ohr hingehört.

Aber es kommt noch schöner: Gestern nämlich verstieg sie sich zu der Behauptung, die Neger hätten eine Kultur. Das habe ich gleich mit spöttischem Lachen quittiert. Jedes Volk habe eine Kultur, wurde ich belehrt. Wahrscheinlich hat sie noch nie eine Oper gesehen, sonst wüsste sie, was Kultur ist. Aber bitte, wenn sie lieber Urwaldtrommeln hört...

Was für absurde Gedanken diese «Dame» hat, ist mir jedoch erst heute so richtig zum Bewusstsein gekommen. Da wurde sie sogar politisch und sagte, dass zum Beispiel in südamerikanischen Ländern immer wieder Menschen in Gefängnisse gesteckt und gefoltert würden, weil sie jenen helfen wollten, die nicht genug zu essen hätten und weder lesen noch schreiben könnten, und dass dies Regierungsterror sei. Da bin ich einfach wortlos aus dem Büro gegangen. Politik interessiert mich nicht, wie gesagt, ich bin für den Frieden.

Jetzt sehen Sie, mit was für einer Kollegin mich das Schicksal geschlagen hat. Man sollte sie mit allen andern Unbequemen zusammensperren, damit sie kein Unheil anrichten könnten. Und damit Leute wie ich ihre Ruhe hätten. *Annemarie A.*

Verschwendung

Ich denke dabei an Kindernahrungsmittel. Es wird jede frischgebackene Mutter bestätiden können, dass auch ihr während der ersten Lebensmonate ihres Kindes unzählige Müsterchen ins Haus flattern. Zum Teil waren es sogar ganze Gläschen und Fläschchen voll feinster Gemüse und Säfte. Was wollen die Firmen? Ihre Produkte an den Säugling bringen, das ist klar. Aber eben, diese Verschwendung. Ich sah es bei unseren drei Kindern. Einiges passte gut in den Menüplan, anderes nicht, also fort damit, in den Kehricht. Gerade heute öffnete ich so ein Mustergläschen Spinat mit Leber. Unsere Tochter jedoch scheint ihren Geschmack schon früh zu entwickeln. Sie verweigerte den grünen Brei energisch. Ich musste anderes Gemüse kochen; der Spinat wanderte in den Kehricht. Und andere Kinder verhungern! Wie lässt sich dies vereinbaren?

Zum Schluss noch etwas Lobenswertes: Eine Firma schickt neuerdings Bestellkarten für ein Gratismuster. Wirklich, eine nachahmenswerte Idee! *RT*

Un petit sourire

In den Frühlingsferien waren wir in einem netten Strandhotel auf Mallorca. Das Hotel wird von zwei Brüdern geführt, von denen der ältere sich offenbar meist allein um alles kümmern muss, während der jüngere zwar einige Handreichungen macht, aber sonst nur lächelnd danebensteht. Wenn wir irgendeinen Wunsch hatten, wandten wir uns daher an den älteren Bruder, der unsere Anliegen sofort erledigte, aber nie eine Miene verzog, wenn wir mit ihm sprachen.

Bei unserer Abreise fragte uns der Chef, ob wir zufrieden gewesen seien.

«Doch, doch», sagten wir, «es war alles prima. Die Zimmer sind schön, das Essen und der Wein sehr gut, und der Service hat auch immer geklappt. Nur», fügte ich bei, «un petit sourire de temps en temps n'aurait pas fait du mal.»

«Mais, c'est l'autre qui sourit», bekamen wir zur Antwort.

Lisette

Die Wirtschaft, das unbekannte Wesen

Spaniens Wirtschaft ist krank und soll, laut Tagespresse, folgendermassen kuriert werden: Die Inflation muss durch Lohn- und Preisdruck gesenkt werden. Bürokratische Hindernisse für die Entfaltung der Unternehmen sind zu beseitigen. Unrentable (!) Arbeitskräfte (!) dürfen abgebaut werden, wenn nötig in Massenentlassungen. Dagegen zahlt der Staat (Steuerzahler) etwa zwei Milliarden Schweizer Franken an Arbeitslosenversicherungen aus. Wichtig sei die Schaffung neuer Arbeitsplätze und die staatliche Subventionierung des Exportes.

Also, für einen gewöhnlichen Hausfrauenverstand sind Massenentlassungen kein Heilmittel. Und wenn das nur Spanien allein betreffen würde, wäre ein Ausgleich sicher bald zu bewerkstelligen. Aber die Volkswirtschafter in ganz Europa strahlen wenig Zuversicht aus, wenn sie vom verlangsamten Aufschwung, von nicht erreichten Zuwachsraten und von Strukturkrise schreiben. Einem Arbeitslosen kann die Wirtschaft seines Landes unmöglich gesund erscheinen, auch wenn noch so viel subventionierte Produkte ins Ausland gehen und die Hersteller eine Exportzuwachsrate bejubeln.

Und was ist mit den 3000 U-

Bahnführern Londons, die durch Computer ersetzt werden sollen? Wo sollen sie Stellen finden in Zeiten der Strukturkrise, wo alle Betriebe durch Rationalisierung und Automation sparen wollen? Sind es, aufs Ganze gesehen, überhaupt Einsparungen, wenn gesunde, intelligente Männer und Frauen, von der Arbeit ausgeschlossen, eventuell in Nervenkliniken landen?

Leider habe ich kein Patentrezept anzubieten, obwohl ich schon die (konjunkturelle) Krise der dreissiger Jahre miterlebt habe. Aber was ich nun ganz sicher weiss: Aus abstrakten Begriffs-Gebäuden wird uns kein Heil. Wir starren auf Bilanzen, Kurven und Statistiken, als ob es Naturereignisse wären. Dabei sind die Ziele, die es zu erreichen gilt, eigentlich einfach und für eine menschenwürdige Gesellschaft selbstverständlich: Jedes (jedes!) Kind braucht eine warme Stube, Essen und genug gute Kleider. Und jeder Mensch muss an Bildung und Kunst herankommen können. Auch muss unsere gute, alte Erde für unsere Nachkommen sorgfältig gepflegt werden. In Wirklichkeit wäre so viel zu tun, dass Arbeitslosigkeit überhaupt nicht vorkommen dürfte. *Anna Ida*

Der Abschied

Nun ist er weg. Fort aus meinem Leben, und ich weiss, ich werde ihn nie mehr sehen. Der Abschied tat ein bisschen weh, nicht sehr, aber gerade genug, um zu wissen: es ist zu Ende.

Ich werde ihn nie vergessen, seine feine, verhaltene Art, seine Zurückgezogenheit, eine vornehme Unschuld, könnte man sagen. Er war schüchtern, hielt sich abseits von allen andern, jahrelang, und als er dann doch plötzlich heraustrat aus seiner kleinen, rosigen Welt – da war es zu spät. Sein Anfang – so muss man nicht ohne Bedauern feststellen – war auch sein Ende.

Er hinterliess in meinem Dasein seltsamerweise nur eine ganz winzige Wunde, die sehr rasch heilte. Dabei waren wir doch über dreissig Jahre zusammen gewesen, hatten Süsses und Unverdauliches getreulich miteinander geteilt. Manchmal war er ein wenig gereizt, immer dann, wenn er versuchte, aus sich herauszutreten, sich bemerkbar zu machen, aber bald war er wieder der alte, stumm und fügsam. Krank war er nie, hatte keinen jener berüchtigten fiebrigen Anfälle, von denen man so oft hört und die einem Partner so viel Unannehmlichkeiten bereiten können; nein, er war darin ein Vorbild, ein Idealfall, wie wenige seiner Art.

Wenn man so lange beisammen gewesen ist wie wir, fällt der Abschied nicht ganz leicht. Ich bin nur froh, dass schliesslich alles schnell gegangen ist. Zuerst hatte ich Angst, das Ganze würde sich stundenlang hinziehen, er würde sich dagegen sträuben, von mir getrennt zu werden – jede Trennung ist ja wie eine kleine Operation, nicht wahr? – aber nein, nichts von alledem. Meine Bedenken waren vollkommen überflüssig. In zehn Minuten war alles vorbei.

Um ehrlich zu sein: Ich bin heute ganz froh, ihn loszuhaben. Verschiedene Leute haben mir bestätigt, was ich schon lange vermutete, nämlich, dass er mir später wahrscheinlich doch Schwierigkeiten gemacht hätte. Und so weine ich ihm denn auch keine Träne nach, ja, ich kann von Glück reden, dass ich genau weiss: Er wird nie mehr zurückkommen! Weiser wäre ich durch ihn nicht geworden, klüger auch nicht, im Gegenteil, es war recht klug von mir, mich gerade jetzt von ihm zu trennen. Als ich ihn das letztemal erblickte, wie er dalag, schön in seiner Gestalt, weiss in seiner Unschuld, hat er mir schon ein bisschen leid getan. Aber heute sage ich nur: Gott sei Dank bin ich endlich diesen lästigen Weisheitszahn los! *Omalie*

Kindermund

Unsere Fünfjährige sagte, sie möchte nie heiraten, sie möchte lieber schaffen wie ihre (ledige) Gotte und «allergisch» bleiben. *ME*

ticino

WINTER IM TESSIN

(AUCH FÜR WEIHNACHTSTAGE):

Z. B. IN:

- **MORCOTE HOTEL OLIVELLA (TÖPFERKURSE)**
- **CASLANO HOTEL GARDENIA (FITNESS-, YOGA-KURSE 78)**
- **ROVIO / PARKHOTEL (SPEZIAL-RENTNER-ANGEBOT)**

+ PROSPEKT ‹WINTER IN LUGANO›

AUSKUNFT: ETT / EMH 6501 BELLINZONA

Echo aus dem Leserkreis

Die arbeitslose Ledige

In der ganzen Diskussion um die Zweitverdienerin hat niemand die arbeitslose Ledige erwähnt. Es gibt sie nämlich auch, nicht nur unter den Mädchen, die eben eine Lehre oder ein Studium beendet haben. Ich kenne eine ledige Frau in den Fünfzigerjahren, der man wegen Mangel an Aufträgen die Stelle gekündigt hatte. Da sie eine minimale Invalidenrente bezog und nur halbtags arbeiten konnte, war sie in keine Arbeitslosenkasse aufgenommen worden. Die Rente reichte gerade für die Miete. Auf der Suche nach einer neuen Stelle schrieb sich die Frau die Finger wund, doch von überallher erhielt sie Absagen. Da sie nicht nur ein körperliches Leiden hat, sondern zeitweilig Depressionen unterworfen ist, kam das leider Unvermeidliche: Enttäuschungen, Existenzangst, die Ungewissheit, ob sie in ihrem Alter während der Rezession noch eine ihren Kräften angemessene Teilzeitstelle finden würde, begannen sie zu zermürben und trieben sie in eine neue Depression. – Dank ihrem ausgezeichneten Arzt wurde sie schliesslich doch wieder gesund und fand auch einen Brotkorb. Das Ganze hatte einige Monate gedauert, während deren sie von ihren kleinen Ersparnissen zehren musste.

Sicher ist der Fall meiner Bekannten nicht der einzige dieser Art. Fürsorgestellen, die mit Behinderten zu tun haben, wissen davon ein Liedlein zu singen. In solchen Fällen geht es nicht um Zusatzverdienst, um Abwechslung von der Hausarbeit und die Ausübung eines Berufes, den man nun einmal gelernt hat; es geht um das Ueberleben. Auch hier könnte man vielleicht die vielzitierte Solidarität üben. *Annemarie A.*